

benNO

Leseprobe



Das große nostalgische Weihnachtsbuch
mit liebevollen Illustrationen

232 Seiten, 14,5 x 22,5 cm, gebunden, farbige Abbildungen
ISBN 9783746264059

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2023

Hermann Multhaupt

Das große
nostalgische
Weihnachtsbuch

benno



Inhaltsverzeichnis

Advent	6
Das Weihnachtsfest	76
Heilige Drei Könige	199

Advent



Bräuche in der Advents- und Weihnachtszeit



Die Advents- und Weihnachtszeit ist von zahlreichen Bräuchen geprägt, die zum Teil vorchristlichen Ursprungs sind und von den ersten Glaubensboten übernommen und umgedeutet wurden. Antike Einflüsse sind hier ebenso festzustellen wie zum Beispiel vorchristliche Totenfeiern.

Bekannt sind etwa die „Roratemessen“, die „Herbergssuche“ oder das „Frautragen“. Doch auch die Heiligen der Advents- und Weihnachtszeit wie Barbara, Nikolaus und Luzia bereichern den Festkreis durch auf sie ausgerichtete Feiern. Beliebt waren und sind die Advents- und Weihnachtsspiele, die die Geburt des Jesuskindes im Stall von Bethlehem thematisieren.

MARTINSTAG

Der hl. Martin ist gleichsam der Vorbote der Adventszeit, denn nach seinem Fest am 11. November begann die einst sechswöchige Advents- und Bußzeit als Hinführung auf Weihnachten. Über viele Jahrhunderte war er ein Fixpunkt im kirchlichen und politischen Jahresablauf. Er war Zahltag! An diesem Tag wurden die Zins- und Pachtzahlungen fällig und die Hirten sowie Knechte und Hausmägde erhielten ihren Jahreslohn. Heute begehen kirchliche Gemeinden den Martinstag mit einem festlichen Umzug, an dem sich vor allem Kinder beteiligen. Dem Zug voraus reitet ein in ein Bischofsgewand gekleideter Mann, dem die Kinder mit ihren Laternen folgen und dazu bestimmte Martins- und Laternenlieder singen. Martin, um 316 im heutigen Ungarn geboren, gehörte seit seinem 15. Lebensjahr zur Gardekavallerie des römischen Kaisers Konstantin (285–337) mit dem Standort in Gallien. Als 18-Jähriger teilte er – so erzählt die Legende – in einer rauen Winternacht

mit einem frierenden Bettler seinen Mantel. In Amiens empfing er die Taufe und bat bald darauf um seinen Abschied vom Regiment. Der hl. Bischof Hilarius von Poitiers (315–367) unterrichtete Martin in Theologie. 371 sollte er zum Bischof von Tours gewählt werden, doch versteckte er sich nach der Überlieferung in einem Gänsestall, weil er sich für unwürdig für dieses Amt hielt. Das Geschnatter der Gänse verriet ihn jedoch. Er wurde ein eifriger Seelenhirte. Am 8. November 397 starb er in Candes an der Loire. Martin war der erste Heilige, der nicht durch ein Martyrium zur Ehre der Altäre aufstieg. Dafür erleiden jährlich unzählige „Martinsgänse“ ein „Martyrium“.

DEZEMBER

Der Dezember ist reich an Brauchtum, und dabei spielt auch die Zahlensymbolik eine gewisse Rolle: Im Christentum ist die Zwölf eine Zahl voller Bedeutungen, und der Dezember ist immerhin der zwölft Monat des Jahres. Die Zwölf gilt als „vollkommene Zahl“. Es gibt insgesamt zwölf Monate, zwölf Stunden hat der Tag, zwölf Stunden die Nacht. Es gibt die zwölf Stämme Israels, Jesus hatte zwölf Apostel, und um das Mittwinterfest waren die zwölf Nächte geheiligt und reich an Brauchtum.

Nach dem altrömischen Kalender ist der Dezember allerdings der zehnte Monat (*decem* bedeutet zehn), da das Jahr früher mit dem März begann. Unsere Vorfahren sprachen vom „Wintermond“ oder auch „Christmond“. Für Karl den Großen war er der „Heilige Monat“. Im Norden Europas war der Dezember als „Julmonat“ bekannt, in dessen Mittelpunkt das Jul-



Bratapfel

ZUTATEN:

- 4 große Äpfel, am besten Boskop
- 50 g Mandelsplitter, 50 g Rosinen
- 4 TL Aprikosenkonfitüre oder Honig
- 1 Prise Zimt, etwas Butter

Äpfel waschen, Kerngehäuse entfernen. Mandeln, Rosinen, Konfitüre und Zimt vermischen. Füllung mit einem Teelöffel in die Öffnung der Äpfel geben. Auf jeden Apfel ein Butterflöckchen geben. Im vorgeheizten Backofen bei 200 °C etwa 25 min backen. Besonders gut schmecken die Bratäpfel mit Vanillesauce oder Vanilleeis.

fest stand. „Jul“ hieß bei den nordgermanischen Völkern „Zeit der Schneestürme“. Da der Wolf von den Menschen vergangener Jahrhunderte als gefährliches Tier eingestuft wurde, der sogar das Licht des Tages verschlang, hieß der Dezember auch „Wolfsmond“. Auf „Gebildbroten“ bildete man sein Konterfei ab. Am 1. Dezember sollen die sündhaften Städte Sodom und Gomorrha durch Feuer, das vom Himmel regnete, zerstört worden sein.

Leise rieselt der Schnee

Text und Melodie: Eduard Ebel, 1895



In den Herzen wird's warm,
still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt.
Freue dich, Christkind kommt bald!

Bald ist heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
hört nur, wie lieblich es schallt!
Freue dich, Christkind kommt bald!

ADVENT

Das lateinische Wort *adventus* (Ankunft) deutet schon an, dass die Zeit vor Weihnachten auf die Ankunft des göttlichen Erlösers Jesus Christus vorbereiten soll. Das geschah früher weitaus intensiver als heute. Früher war die Adventszeit eine Zeit der Buße und der Entzagung. Feste und Lustbarkeiten waren verboten. Es durfte auch nicht geheiratet werden. Heute ist das Gegenteil der Fall: Der Konsumrausch lässt vielerorts die besinnliche Vorbereitung auf Weihnachten erst gar nicht zu. Und selbst dort, wo Turmbläser oder Adventssänger eine vorweihnachtliche Stimmung zaubern möchten, geraten diese Initiativen leicht zum „Event“.

Der Ursprung der Adventsbräuche lässt sich bis ins 5. Jahrhundert ins Gebiet um Ravenna zurückverfolgen. Papst Gregor der Große setzte die Zahl der Adventssonntage – ursprünglich gab es nur einen unmittelbar vor Weihnachten – auf vier fest. Doch diese Praxis hat sich nicht überall verbreitet. In Mailand soll die Adventszeit noch sechs Wochen betragen, ebenso im mozarabischen Kalender in Spanien sowie bei der syrisch-orthodoxen und anderen orientalischen Kirchen. Es waren die Franziskaner, die im 13. Jahrhundert für die Ausbreitung des Vier-Wochen-Rhythmus sorgten. Papst Pius V. bestätigte um 1550 die römische Adventsliturgie – mit Ausnahme in Mailand. Jeder der vier Adventssonntage steht unter einem bestimmten liturgischen Schwerpunkt.

Bußlied im Advent

nach Melchior Ludolf Herold

Auf, Sion, dein Verlangen,
dein König kommt zu dir!
O eil, ihn zu empfangen,
schließ auf des Herzens Tür.
Verlass der Sünde Wege,
jetzt ist die Gnadenzeit;
dein Eifer werde rege,
zum Bußetun bereit.

Dein Heiland kommt auf Erden,
die Liebe leitet ihn;
mit freundlichen Gebärden
will er dich nach sich ziehn.
Sein Blick ist nicht zum Schrecken,
er hat die größte Kraft,
Vertrauen zu erwecken,
die reine Freude schafft.

Was kann ihn denn verhindern?
Ist deine Sünde schuld?
Er kommt, dein Leid zu lindern,
aus lauter Lieb und Huld;
er kommt dir zu Gefallen,
zu deiner Seelenruh;
ohn Sünde, sonst in allem
wird er ein Mensch wie du.

Auf! Auf! Ohn' all Verweilen!
Denn dein Erlöser kann
die Sündenwunden heilen,
nur zweifle nicht daran.
Er stillt durch seine Güte
den größten Seelenschmerz.
Gießt Trost in das Gemüte
und Freud in unser Herz.

Er sehnt sich mit Begierde,
ein Gast bei dir zu sein,
der Herr, des Himmels Zierde,
kehrt willig bei dir ein.
Drum gib in diesem Leben
dich ihm zum Dienste dar,
prüf dich, mach gleich und eben,
was krumm und ungleich war.

Karl Heinrich Waggerl

Die stillste Zeit im Jahr



Immer am zweiten Sonntag im Advent stieg der Vater auf den Dachboden und brachte die große Schachtel mit dem Krippenzeug herunter. Ein paar Abende lang wurde dann fleißig geleimt und gemalt, etliche Schäfchen waren ja lahm geworden, und der Esel musste einen neuen Schwanz bekommen, weil er ihn in jedem Sommer abwarf wie ein Hirsch sein Geweih. Aber endlich stand der Berg wieder wie neu auf der Fensterbank, mit glänzendem Flitter angeschneit, die mächtige Burg mit der Fahne auf den Zinnen und darunter der Stall. Das war eine recht gemütliche Behausung, eine Stube eigentlich, sogar der Herrgottswinkel fehlte nicht und ein winziges ewiges Licht unter dem Kreuz. Unsere Liebe Frau kniete im seidenen Mantel vor der Krippe, und auf der Strohschütte lag das rosige Himmelkind, leider auch nicht mehr ganz heil, seit ich versucht hatte, ihm mit der Brennschere neue Locken zu drehen. Hinten standen Ochs und Esel und bestaunten das Wunder. Der Ochs bekam sogar ein Büschel Heu ins Maul gesteckt, aber er fraß es ja nie. Und so ist es mit allen Ochsen, sie schauen nur und schauen und begreifen rein gar nichts.

Weil der Vater selber Zimmermann war, hielt er viel darauf, dass auch sein Patron, der heilige Joseph, nicht nur so herumlehnte, er dachte sich in jedem Jahr ein anderes Geschäft für ihn aus. Joseph musste Holz hacken oder die Suppe kochen oder mit der Laterne die Hirten einweisen, die von überallher gelaufen kamen und Käse mitbrachten oder Brot oder was sonst arme Leute zu schenken haben.

Es hauste freilich ein recht ungleiches Volk in unserer Krippe, ein Jäger, der zwei Wilddiebe am Strick hinter sich herzog, aber auch etliche Zinnsoldaten und der Fürst Bismarck und überhaupt alle Bestraften aus der Spielzeugkiste.



Ganz zuletzt kam der Augenblick, auf den ich schon tagelang lauerte. Der Vater klemmte plötzlich meine Schwester zwischen die Knie, und ich durfte ihr das längste Haar aus dem Zopf ziehen, ein ganzes Büschel mitunter, damit man genügend Auswahl hatte, wenn dann ein golden gefiederter Engel darangeknüpft und über der Krippe aufgehängt wurde, damit er sich unmerklich drehte und wachsam umherblickte.

Das Gloria sangen wir selber dazu. Es klang vielleicht ein bisschen grob in unserer breiten Mundart, aber Gott schaut seinen Kindern ja ins Herz und

nicht in den Kopf oder aufs Maul. Und es ist auch gar nicht so, dass er etwa nur Latein verstünde.

Mitunter stimmten wir auch noch das Lieblingslied der Mutter an, das vom Tannenbaum. Sie beklagte es ja oft, dass wir so gar keine musikalische Familie waren. Nur sie selber konnte gut singen, hinreißend schön für meine Begriffe, sie war ja auch in ihrer Jugend Kellnerin gewesen. Wir freilich kamen nie über eine Strophe hinaus. Schon bei den ersten Tönen fing die Schwester aus übergrößer Ergriffenheit zu schluchzen an. Der Vater hielt ein paar Takte länger aus, bis er endlich merkte, dass seine Weise in ein ganz anderes Lied gehörte, etwa in das von dem Kanonier auf der Wacht. Ich selber aber konnte in meinem verbohrten Grübeln, wieso denn ein Tannenbaum zur Winterzeit grüne Blätter hatte, die zweite Stimme nicht halten. Daraufhin brachte die Mutter auch mich mit einem Kopfstück zum Schweigen und sang das Lied als Solo zu Ende, wie sie es gleich hätte tun sollen. Advent, sagt man, sei die stillste Zeit im Jahr. Aber in meinem Bubenalter war es keineswegs die stillste Zeit. In diesen Wochen lief die Mutter mit hochroten Wangen herum, wie mit Sprengpulver geladen, und die Luft in der Küche war sozusagen geschwängert mit Ohrfeigen. Dabei roch die Mutter so unbeschreiblich gut, überhaupt ist ja der Advent die Zeit der köstlichen Gerüche. Es duftet nach Wachslichtern, nach

angesengtem Reisig, nach Weihrauch und Bratäpfeln. Ich sage ja nichts gegen Lavendel und Rosenwasser, aber Vanille riecht doch eigentlich viel besser, oder Zimt und Mandeln.

Mich ereilten dann die qualvollen Stunden des Teigrührens. Vier Vaterunser das Fett, drei die Eier, ein ganzer Rosenkranz für Zucker und Mehl. Die Mutter hatte die Gewohnheit, alles Zeitliche in ihrer Kochkunst nach Vaterunsern zu bemessen, aber die mussten laut und sorgfältig gebetet werden, damit ich keine Gelegenheit fände, den Finger in den köstlichen Teig zu tauchen. Wenn ich nur erst den Bubenstrümpfen entwachsen wäre, schwor ich mir damals, dann wollte ich eine ganze Schüssel voll Kuchenteig auffressen, und die Köchin sollte beim geheizten Ofen stehen und mir dabei zuschauen müssen! Aber leider, das ist einer von den Knabenträumen geblieben, die sich nie erfüllt haben.

Am Abend nach dem Essen wurde der Schmuck für den Christbaum erzeugt. Auch das war ein unheilschwangeres Geschäft. Damals konnte man noch ein Buch echten Blattgoldes für ein paar Kreuzer beim Krämer kaufen. Aber nun galt es, Nüsse in Leimwasser zu tauchen und ein hauchdünnes Goldhäutchen herumzublasen. Das Schwierige bei der Sache war, dass man vorher nirgendwo Luft von sich geben durfte. Wir saßen alle in der Runde und ließen braunrot an vor Atemnot, und dann geschah es eben doch, dass jemand plötzlich niesen musste. Im gleichen Augenblick segelte eine Wolke von glänzenden Schmetterlingen durch die Stube. Einerlei, wer den Zauber verschuldet hatte, das Kopfstück bekam jedenfalls ich, obwohl es nur bewirkte, dass sich der goldene Unsegen von Neuem in die Lüfte hob. Ich wurde dann in die Schlafkammer verbannt und musste Silberpapier um Lebkuchen wickeln, um ungezählte Lebkuchen.

Kurz vor dem Fest, sinnigerweise am Tag des ungläubigen Thomas, musste der Wunschzettel für das Christkind geschrieben werden, ohne Kleckse und Fehler, versteht sich, und mit Farben sauber ausgemalt. Zuoberst verzeichnete ich anstandshalber, was ja ohnehin von selber eintraf, die Pudelhaube oder jene Art von Wollstrümpfen, die so entsetzlich bissen, als ob sie mit Ameisen gefüllt wären. Darunter aber schrieb ich Jahr für Jahr mit hoffnungsloser Geduld den kühnsten meiner Träume, den Anker-

Steinbaukasten, ein Wunderwerk nach allem, was ich davon gehört hatte. Ich glaube ja heute noch, dass sogar die Architekten der Jahrhundertwende ihre Eingebungen von dorther bezogen haben.

Aber ich selber bekam ihn ja nie, wahrscheinlich wegen der ungemein sorgfältigen Buchhaltung im Himmel, die alles genau verzeichnete, gestohlene Zuckerstücke und zerbrochene Fensterscheiben und ähnliche Missetaten, die sich durch ein paar Tage auffälliger Frömmigkeit vor Weihnachten auch nicht mehr abgelenken ließen.

Wenn mein Wunschzettel endlich fertig vor dem Fenster lag, musste ich aus brüderlicher Liebe auch noch den für meine Schwester schreiben. Ungemein zungenfertig plapperte sie von einer Schlafpuppe, einem Kramladen, lauter albernes Zeug. Da und dort schrieb ich wohl ein heimliches „Muss nicht sein“ dazu, aber vergeblich. Am Heiligen Abend konnte sie doch eine Menge von Früchten ihrer Unverschämtheit ernten.

Der Vater, als Haupt und Ernährer unserer Familie, brauchte natürlich keinen Wunschzettel zu liefern. Für ihn dachte sich die Mutter in jedem Jahr etwas Besonderes aus. Ich erinnere mich noch an ein Sitzkissen, das sie ihm einmal bescherte, ein Wunderwerk aus bermaltem Samt, mit einer Goldschnur eingefasst. Er bestaunte es auch sehr und lobte es überschwänglich, aber eine Weile später schob er es doch heimlich wieder zur Seite. Offenbar wagte es nicht einmal er, auf einem röhrenden Hirschen zu sitzen, mitten im Hochgebirge.

Für uns Kinder war es hergebracht, dass wir nichts schenken durften, was wir nicht selber gemacht hatten. Meine Schwester konnte sich leicht helfen, sie war ja immerhin ein Frauenzimmer und verstand sich auf die Strickerei oder sonst eine von diesen hexenhaften Weiberkünsten, die mir zeitlebens unheimlich gewesen sind. Einmal nun dachte auch ich etwas Besonderes zu tun. Ich wollte den Nähssessel der Mutter mit Kufen versehen und einen Schaukelstuhl daraus machen, damit sie ein wenig Kurzweil hätte, wenn sie am Fenster sitzen und meine Hosen flicken musste. Heimlich sägte ich also und hobelte in der Holzhütte, und es geriet mir auch alles vortrefflich. Auch der Vater lobte die Arbeit

und meinte, es sei eine großartige Sache, wenn es uns nur auch gelänge, die Mutter in diesen Stuhl hineinzulocken.

Aber aufgeräumt, wie sie am Heiligen Abend war, tat sie mir wirklich den Gefallen. Ich wiegte sie, sanft zuerst und allmählich ein bisschen schneller, und es gefiel ihr ausnehmend wohl. Niemand merkte jedenfalls, dass die Mutter immer stiller und blasser wurde, bis sie plötzlich ihre Schürze an den Mund presste – es war durchaus kein Gelächter, was sie damit ersticken musste. Lieber, sagte sie hinterher, weit lieber wollte sie auf einem wilden Kamel durch die Wüste Sahara reiten, als noch einmal in diesem Stuhl sitzen! Und tatsächlich, noch auf dem Weg zur Mette hatte sie einen glasigen Blick, etwas seltsam Wiegendes in ihrem Schritt.

ADVENTSKRANZ

Der evangelische Pfarrer Johann Hinrich Wichern (1808–1881) gründete 1833 in Hamburg eine diakonische „Erziehungsanstalt“ für bedürftige und heimatlose Kinder und Jugendliche, um ihnen eine Berufsausbildung zu verschaffen. Sie erhielt den Namen „Rauhes Haus“. Hier entstand Mitte des 19. Jahrhunderts der Adventskranz mit 24 Lichern, der an der Decke aufgehängt wurde. Sonntags erstrahlten im Betsaal große Kerzen, werktags kleine. Die Wände und später der Adventskranz selbst wurden mit Tannengrün geschmückt. Zunächst waren es protestantische Familien der sogenannten „besseren Gesellschaft“, die den Adventskranz in ihre Häuser einführten. Heute ist er überall in verschiedenen Ausstattungen verbreitet.

Als Pfarrer Wichern um 1860 Oberkonsistorialrat auch im Waisenhaus Berlin wurde, nahm er den Adventsbrauch mit. Hier ersetze man den Kranz durch einen Leuchter in Form eines Baumes, denn die 24 Kerzen ließen sich besser am Bäumchen als am Kranz unterbringen. In den evangelischen Gemeindehäusern, Kinderheimen und Schulen im Norden Deutschlands hielt der Lichterkranz sehr bald Einzug. Doch auch Familien profitierten von diesem Schmuck. Da Lichterkränze jedoch viel Platz wegnehmen, verkleinerte man ihn auf einen Kreis mit vier Kerzen, stellvertretend für die vier Ad-

Das Weihnachtsfest



Der Christabend

Karl Ludwig Theodor Lieth

Mit stillem Schweigen sinket herab die Heil'ge Nacht,
gar hell und lieblich blinket des Abendsternes Pracht;
als wollte er mich fragen, wer heut geboren ist:
Ich kann es ihm wohl sagen, es ist der Heil'ge Christ.

Der Heil'ge kam von oben und war der Kinder Freund,
ihn will ich liebend loben, dass er's so gut gemeint,
voll Milde und Erbarmen, mit Vaterlieb' und Lust,
trug er sie auf den Armen, drückt er sie an die Brust.

Wohl nicht in Menschenweise wohnt er auf Erden mehr,
nur unsichtbar und leise noch wandelt er umher;
er suchet seine Kleinen und sucht von Haus zu Haus,
und wo sie fromm erscheinen, da geht er ein und aus.

Ich will zur Ruh' mich legen, und betend schlaf' ich ein!
Ich träum' von seinen Segen
und möchte bei ihm sein.
Möchte ihm mich dankend neigen,
dem lieben, Heil'gen Christ,
der in der Weihnacht Schweigen
so nah den Kindern ist.



Adalbert Stifter

Das Fest der Weihnacht



Eines der schönsten Feste feiert die Kirche fast mitten im Winter, wo beinahe die längsten Nächte und kürzesten Tage sind, wo die Sonne am schiefsten gegen unsere Gefilde steht, und Schnee alle Fluren deckt, das Fest der Weihnacht.

Wie in vielen Ländern der Tag vor dem Geburtsfeste des Herrn der Christabend heißt, so heißt er bei uns der Heilige Abend, der darauffolgende Tag der heilige Tag und die dazwischen liegende Nacht die Weihnacht. Die katholische Kirche begeht den Christtag als den Tag der Geburt des Heilands mit ihrer allergrößten kirchlichen Feier, in den meisten Gegenden wird schon die Mitternachtsstunde als die Geburtsstunde des Herrn mit prangender Nachfeier geheiligt, zu der die Glocken durch die stille winterliche Mitternachtluft laden, zu der die Bewohner mit Lichern oder auf dunklen, wohlbekannten Pfaden aus schneeigen Bergen an bereiften Wäldern vorbei und durch knarrende Obstgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen, und die aus der Mitte des in beeiste Bäume gehüllten Dorfes mit den langen, beleuchteten Fenstern emporragt.

Mit dem Kirchenfeste ist auch ein häusliches verbunden. Es hat sich fast in allen christlichen Ländern verbreitet, dass man den Kindern die Ankunft des Christkindleins – auch eines Kindes, des wunderbarsten, das je auf der Welt war – als ein heiteres, glänzendes feierliches Ding zeigt, das durch das ganze Leben fortwirkt und manchmal noch spät im Alter bei trüben schwermütingen oder rührenden Erinnerungen gleichsam als Rückblick in die einstige Zeit mit den bunten schimmernden Fittichen durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel fliegt.

Man pflegt den Kindern die Geschenke zu geben, die das Heilige Christkindlein gebracht hat, um ihnen Freude zu machen. Das tut

man gewöhnlich am Heiligen Abend, wenn die tiefe Dämmerung eingetreten ist. Man zündet Lichter und meistens sehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den schönen grünen Ästen eines Tannen- oder Fichtenbäumchens schweben, das mitten in der Stube steht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, dass der Heilige Christ zugegen gewesen ist und die Geschenke, die er mitgebracht, hinterlassen hat. Dann geht die Tür auf, die Kleinen dürfen hinein, und bei dem herrlichen schimmernden Lichterglanze sehen sie die Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tische herumgebreitet, die alle Vorstellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die sie sich nicht anzurühren getrauen und die sie endlich, wenn sie sie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Ärmchen herumtragen und mit sich in das Bett nehmen. Wenn sie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glockentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen sein, als zögen jetzt die Englein durch den Himmel oder als kehre der Heilige Christ nach Hause, welcher nunmehr bei allen Kindern gewesen ist und jedem von ihnen ein herrliches Geschenk hinterbracht hat.

Wenn dann der folgende Tag, der Christtag, kommt, so ist er ihnen so feierlich, wenn sie frühmorgens mit ihren schönsten Kleidern angetan in der warmen Stube stehen, wenn der Vater und die Mutter sich zum Kirchgang schmücken, wenn zu Mittage ein feierliches Mahl ist, ein besseres als in jedem Tage des ganzen Jahres, und wenn nachmittags oder gegen den Abend hin Freunde und Bekannte kommen, auf den Stühlen und Bänken herumsitzen, miteinander reden und behaglich durch die Fenster in die Wintergegend hinausschauen können, wo entweder die langsam Flocken niederfallen oder ein trübender Nebel um die Berge steht oder die blutrote kalte Sonne hinabsinkt. An verschiedenen Stellen der Stube, entweder auf einem Stühlchen oder auf der Bank oder auf dem Fensterbrettchen liegen die zauberischen, nun aber schon bekannteren und vertrauteren Geschenke von gestern Abend herum.

Hierauf vergeht der lange Winter, es kommt der Frühling und der unendlich dauernde Sommer – und wenn die Mutter wieder vom

Heiligen Christe erzählt, dass nun bald sein Festtag sein wird und dass er auch diesmal herabkommen werde, ist es den Kindern, als sei seit seinem letzten Erscheinen eine ewige Zeit vergangen und als liege die damalige Freude in einer weiten, nebelgrauen Ferne. Weil dieses Fest so lange nachhält, weil sein Abglanz so hoch in das Alter hinaufreicht, so stehen wir so gerne dabei, wenn die Kinder dasselbe begehen und sich darüber freuen.

Christgeschenk

Johann Wolfgang von Goethe

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
gar mannigfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte sind es heil'ger Weihnachtszeiten,
gebackne nur, den Kindern auszuspenden!

Dir möcht ich dann mit süßem Redewenden
poetisch Zuckerbrot zum Fest bereiten.
Allein was soll's mit solchen Eitelkeiten?
Weg den Versuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch gibt es noch ein Süßes, das vom Innern
zum Innern spricht, genießbar in der Ferne,
das kann nur bis zu dir hinüberwehen.

Und fühlst du dann ein freundliches Erinnern,
als blinken froh dir wohlbekannte Sterne,
wirst du die kleinste Gabe nicht verschmähen.



Paula Dehmel

Wie der alte Christian Weihnachten feierte



„Kind“, sagte am Vortage des Weihnachtsfestes meine gute Mutter zu mir, „Kind, geh, bring’ dem alten Christian seine Kuchenstolle und dieses Paket. Sag’, ich ließ’ ihn schön grüßen, und er möchte das Fest und das neue Jahr gesund und ruhig verleben. Diesmal wär’ zu viel Arbeit, ich könnt’ nicht selber abkommen.“ Ich blickte etwas erstaunt und beunruhigt von meinem Buche auf. Ich kannte den mürrischen alten Waldhüter recht gut. Wie oft hatte ich mich als kleines Mädchen vor seinem großen rostigen Schnurrbart gefürchtet, wenn er uns beim Beerensuchen auf verbotenen Plätzen überraschte und uns mit seinem Brummbass aufschreckte und davonjagte.

Jetzt freilich hatten wir ihn nicht mehr zu fürchten, denn er war schon seit zwei Jahren pensioniert. Nach dem Tode des alten Försters, dem er sehr ergeben war, hatte auch er um seine Entlassung gebeten. Das Reißen in den Füßen sei zu arg, meinte er, er könne nicht mehr stundenlang im Walde umherlaufen; und mein Vater, der Arzt im Städtchen war, hatte ihm das gewünschte Attest ausgesellt. Seitdem hatten wir einen neuen Förster und einen neuen Waldhüter, und beide nahmen es nicht so genau mit uns Kindern. Der alte Christian Merkenthin aber zog zur Witwe Klemm draußen in der Vorstadt, die dem Walde am nächsten lag, und ließ sich selten blicken. Zu ihm sollte ich nun gehen.

Meiner Mutter, der meine Unruhe nicht entgangen war, lächelte: „Geh’ nur, Kind, er ist in seiner Stube anders als du ihn sonst kennst, und du bist schon groß und verständig genug, um deine Freude an dem prächtigen alten Manne zu haben.“

Ich nahm meinen Mut zusammen, als ich die gute Mutter so reden hörte, klappte mein Buch zu, langte Hut und Mantel vom Riegel und machte mich gehbereit. „Wenn du dem Christian ein

wenig Gesellschaft leisten willst, kannst du das gerne tun“, sagte meine Mutter noch, indem sie mir sogleich die Pakete in den Arm legte, „um sechseinhalb Uhr wird beschert, da musst du wieder hier sein.“

Ich nickte still, sagte ihr Lebewohl und ging mit leiser Neugier im Herzen und etwas Bangigkeit die Hauptstraße der Stadt hinunter. Ich beschleunigte meine Schritte und war bald aus der Häuserreihe heraus.

Die Wiesen, die sich bis zum Waldrande ausbreiteten, lagen im tiefen Schnee, und auf den kahlen Ästen der Kirschbäume, die die Chaussee begrenzten, hockten und flatterten Hunderte von Krähen, die wohl vergebens nach Futter suchten. An den beiden verschneiten Kornmühlen vorbei, die leise im Winde knarrten, kam ich mit rot gefrorener Nase und steifen Fingern endlich bei dem Häuschen der Witwe Klemm an, wo mich ein kleiner schwarzer Spitz mit wütendem Gebell ansprang. Die Frau des Hauses, die auf sein Kläffen herauskam, rief ihn zurück und maß mit großen Augen den unerwarteten Besuch. Auf meine Bitte führte sie mich jedoch bereitwillig die steile Holztreppe hinan auf den kleinen, mit frischem Sand bestreuten Flur, wo sie an eine der Türen klopfte. Ohne lange das Herein abzuwarten, öffnete sie, steckte den Kopf in die Spalte und meldete: „Eine kleine Jungfer wünscht Euch zu sprechen, Herr Merkenthin“, worauf sie die Tür weit aufsperrte und mit einem schnellen, neugierigen Blicke verschwand.

Dichter Tabaksqualm umfing mich, als ich zögernd näher trat und die Tür hinter mir zuzog; und zuerst sah

